

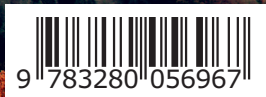
»Niemand muss Nazi sein, egal, was er oder sie erlebt haben.
Es ist stets eine eigene Entscheidung.

Ich *kann* nicht rückgängig machen, was ich früher getan habe.
Ich kann mich nicht darauf berufen, dass ich keine andere
Wahl hatte, heute aber alles anders machen würde, wenn ich
nur könnte. Jeder Moment ist unwiederbringlich. All diese
»Was-wäre-wenn-Spielchen« führen zu nichts anderem, als sich
der eigentlichen Verantwortlichkeit zu entziehen, indem
man sich eine neue Opferrolle andichtet: Schwere Kindheit,
Perspektivlosigkeit, die Juden sind schuld ... Gerade aus
solchen Entschuldigungsmechanismen muss ich ausbrechen,
wenn ich nicht auf der Stelle treten will.«

Christian E. Weißgerber

Christian E. Weißgerber, Jg. 1989, gehörte bis 2010 zur Führung
der militanten Neonazi-Splittergruppe der »Autonomen Natio-
nalisten« in Thüringen. Eine elitäre Gruppierung, die eine gewisse
inhaltliche Nähe zu den »Identitären« aufweist. Weißgerber
zog sich 2010 aus der rechten Szene zurück. Seit 2012 klärt er
in Schulen, Universitäten und Abendveranstaltungen über die
extreme Rechte und ihre moderateren Vertreter auf.

Weißgerber studierte in Jena, Paris und Berlin und arbeitet an
seiner Promotion. Er lebt in Berlin und ist als Übersetzer
und Bildungsreferent tätig.



Christian E.
Weißgerber

Mein Vaterland!

orell füssli



orell füssli

Christian E.
Weißgerber

Mein Vaterland!

Warum ich
ein Neonazi war

Christian E. Weißgerber

Mein Vaterland!

Warum ich ein Neonazi war

orell füssli Verlag

Orell Füssli Verlag, www.ofv.ch
© 2019 Orell Füssli Sicherheitsdruck AG, Zürich
Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Dadurch begründete Rechte, insbesondere der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf andern Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Vervielfältigungen des Werkes oder von Teilen des Werkes sind auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie sind grundsätzlich vergütungspflichtig.

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-280-05696-7

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter www.dnb.de abrufbar.



*Am klarsten erinnert man sich an ein Früher,
das man gar nicht gekannt hat.
P. F. Thomése*

Ich bin kein Nazi, aber ...

... ich war mal einer. So würde das Ende jenes Satzes bei mir lauten, der derzeit von so vielen selbst ernannten Patrioten und Vaterlandsverteidigern geäußert wird. Man könnte meinen, damit sei schon klar, was in den einzelnen Kapiteln dieses Buches geschildert werden wird: Noch ein ›Ex-Nazi‹, der im Büßergewand seine Vergangenheit rechtfertigt und im moralisierenden Singsang auf die Gefahren rechtsextremer Weltanschauungen hinweist.

Nichts liegt mir ferner. Ich glaube, dass ich nur dann Verantwortung übernehmen kann, wenn ich mich nicht auf das Mantra von Moral und Reue zurückziehe, das vielerorts von Aussteigern aus der Naziszene erwartet und oft auch geliefert wird: Sozialromantik, die in einer TV-Reportage auf die Tränendrüse drückt – wieder ein verlorenes Schäfchen gerettet ... Ich glaube, die aufrichtigste Entschuldigung bewirkt bei den betroffenen Parteien nicht mehr als ein wohliges Gefühl. Damit ist nicht gesagt, dass dies nicht ein wichtiger Schritt im Verarbeitungsprozess für Opfer wie Täter oder Täterin sein kann. Entschuldigungen allein machen jedoch nichts ungeschehen, sie befreien nicht von der Verantwortung für die eigenen Taten. Wirklich auszusteigen bedeutet deshalb mehr, als sich aus der Szene zurückzuziehen und öffentlich um Vergebung zu bitten. Ohnehin ist nie klar, inwiefern und durch wen überhaupt ein Freispruch von den ›Sünden‹ der Vergangenheit erfolgen kann.

Ich *kann* nicht rückgängig machen, was ich früher getan habe. Ich kann mich nicht darauf berufen, dass ich keine andere Wahl hatte, heute aber alles anders machen würde, wenn ich nur könnte. Jeder Moment ist unwiederbringlich. All diese »Was-wäre-wenn-Spielchen« führen zu nichts anderem, als sich der eigentlichen Verantwortlichkeit zu entziehen, indem man sich eine neue Opferrolle andichtet: schwere Kindheit, Perspektivlosigkeit, die Juden sind schuld ... Gerade aus solchen Entschuldigungsmechanismen muss ich ausbrechen, wenn ich nicht auf der Stelle treten will.

Natürlich gibt es gesellschaftliche Voraussetzungen, die Einfluss auf die Wahl der politischen Orientierung haben. Diese Umstände zu beschreiben, hilft dabei, Entscheidungen für Menschen mit anderen Lebensrealitäten nachvollziehbar zu machen. Andererseits können Entscheidungen gerade nicht vollständig aus diesen Umständen abgeleitet werden. Ansonsten gäbe es ja überhaupt keine Verantwortung. *Ich* bin es, der sich in diesen Umständen für etwas und gegen andere Möglichkeiten, die mir offenstanden, entschieden hat. *Ich* bin der kleine Spalt zwischen meiner Herkunft, all meinen Möglichkeiten und meinen Entscheidungen. *Ich* selbst verantworte mein Handeln. Deshalb ist dieses Buch weder ein Akt bloßer Selbstdarstellung noch eine verschleierte Bitte um Absolution oder um Aufnahme in die große Familie der politisch Anerkannten. Vielmehr möchte ich mit diesem Buch für eine andere Gesellschaft eintreten als diejenige, in der ich aufwachsen musste. Ich bin der Überzeugung, dass ich aufgrund meiner politischen Vergangenheit einen wichtigen Beitrag in der Auseinandersetzung mit den unzähligen Varianten nationalistischer und rassistischer Weltanschauungen der Gegenwart leisten kann.

Ein gelungener Ausstieg beinhaltet meiner Ansicht nach nicht nur den endgültigen Rückzug aus der Szene und die umfassende Distanzierung von ihren Weltanschauungen, also eine grundlegende Umorientierung des Denkens und Fühlens. Ein gelungener Ausstieg bedeutet vor allem zu begreifen, dass die Strukturen, die ich in meiner Zeit als Agitator aufgebaut, und die Kameraden, denen ich technisches, organisatorisches oder anderes Know-how vermittelt habe, über meinen Rückzug aus der Szene hinaus weiterwirken. Deshalb bedeutet Verantwortung zu übernehmen für mich, aktiv gegen das vorzugehen, woran ich jahrelang mitgewirkt habe.

Aber warum wird man im 21. Jahrhundert, mehr als siebzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, überhaupt (Neo-)Nazi? Warum ist die Faszination für eine Ideologie, die Millionen Menschen das Leben kostete, noch immer nicht abgerissen? Warum erhalten derzeit mit dem Nationalpopulismus oder der sogenannten Neuen Rechten Strömungen regen Zulauf, die viele Ähnlichkeiten zu historischen Faschismen aufweisen? Das sind einige der Fragen, die mir immer wieder gestellt werden, wenn ich in Schulen, an Uni-

versitäten, im Radio und Fernsehen und in anderen Medien aufträte, um über den historischen Nationalsozialismus und seine zeitgenössischen Ableger aufzuklären. Sie werden in diesem Buch ebenfalls Beachtung finden.

Während die in den Medien immer häufigere Verwendung des Wortes »Radikalisierung« zunehmend aus dem Ruder laufende gesellschaftspolitische Entwicklungen meint, versteht die Forschung darunter zumeist Prozesse, in denen z. B. eine »mündige« Bürgerin zu einer rechtsextremistischen Terroristin wird. Dieser Prozess fände »im Kopf« statt – Vorurteile, »Ideologie(n)«, Ressentiments seien Kopfgeburten eines Hasses, der nach legitimierenden Rationalisierungen Ausschau hält. Radikalisierung verstehe ich jedoch nicht als reine Kopfsache oder als ein primär kognitives Phänomen. Vielmehr ergreift sie die Körper ebenso wie die Köpfe. Eine komplexere, zutreffendere Beschreibung von Radikalisierungsprozessen umfasst auch Veränderungen des Aussehens und der Kleidung, die Anpassung der Ernährung sowie die Militarisierung des Körpers mittels Kampfausbildung. Freilich gibt es dabei eine Wechselwirkung zwischen Kopf und Körper, schon weil sich der Kopf bekanntlich nicht ohne irreparable Schäden vom Körper trennen lässt. Jeder Radikalisierungsprozess verläuft »verkörpert«.

Mit ihrem Fokus auf kognitive Prozesse greifen die meisten gegenwärtigen Radikalisierungstheorien deshalb zu kurz. Gewiss kommt dem Denken eine zentrale Rolle in den sprachlich-symbolischen Ideologiesphären zu. Aber Ideologie ist mehr als bloße Weltanschauung oder notwendig falsches Bewusstsein. Ideologie durchdringt die Strukturen und Verhältnisse, in denen wir alle leben, unsere Wahrnehmungs- und Denkgewohnheiten, unsere Beziehungsmodi zu uns selbst und zu anderen. Ideologien machen dumm, könnte man sagen. Zumindest sind sie Dummheiten. Sie enden aber nicht in den Köpfen, sondern sie erstrecken sich über alle Aspekte der Selbstverwirklichung.

Die Beschreibung dieser affektiv-körperlichen Dimensionen von Ideologien ermöglicht ein besseres Verständnis von Deradikalisierungsprozessen: Ehemalige Neonazis, Rassistinnen und Rassisten beschreiben ähnliche körperliche Reaktionen, wenn sie während ihres Ausstiegsprozesses etwa zwei Menschen, die sie früher verschiedenen

Kulturen oder ›Rassen‹ zugeordnet hätten, Hand in Hand oder sich küssend sehen: Trotz des Wissens um die Dummheit rassistischer Weltbeschreibungen verspüren sie überraschend ein stechendes Gefühl im Magen. Hass lässt sich offenbar nicht einfach wegdenken – genauso wenig wie Denken vor Dummheit schützt.

Das vorliegende Buch spürt in meiner Lebensgeschichte die für Radikalisierungsprozesse prägenden Männlichkeitskonstruktionen auf. Es sind überwiegend Männer, die *richtige Deutsche* sein und ihr Vaterland verteidigen wollen, auf das sie als *legitime Erben* Besitzansprüche erheben – das Land des Vaters und seiner Väter, *das Erbe der Ahnen*, das um jeden Preis erhalten werden muss. Ich war einer dieser Männer. Wenngleich ich damals noch ein halbes Kind gewesen bin, wollte ich, was ich als mein Eigen verstanden habe, gegen alles Fremde verteidigen. Gewalt ist dabei ein zentrales Thema und spielt eine buchstäblich einschlägige Rolle.

Ein Schlag auf den Hinterkopf erhöht das Denkvermögen, wie mein Vater ungeniert von der vermeintlich pädagogisch wertvollen Schelle schwärmte. Er nahm die Volksweisheit beim Wort und ließ Taten sprechen. Und in meinem Fall liegt die Gewalt des Vaters und die Gewalt im Namen des Vaterlandes nur wenig mehr als eine Faust breit auseinander.

Aber Gewalt lässt sich nicht auf physische Übergriffe reduzieren. Legte man diese Definition zugrunde, wäre ich in meiner gesamten Karriere als Neonazi nicht gewalttätig gewesen. Hauptsächlich gehen Sachbeschädigungen und Hausfriedensbruch auf mein Konto. Ich habe mir die Hände schmutzig gemacht, aber eben nur mit Glasscherben, Sprühfarbe und Kleister, nicht mit Blut. Das haben andere getan, die durch mich ›politisiert‹ bzw. radikalisiert wurden. Menschen also, die ich ›nur‹ durch Worte dazu gebracht habe.

Im Kampf gegen die Feinde Deutschlands müssen Opfer gebracht werden!, habe ich einmal auf einer Demo in das Mikrofon eines Lautsprecherwagens gebrüllt. Der Satz ist mehrdeutig: einerseits werden sich die selbst ernannten ›politischen Soldaten‹ ›aufopfern‹ und große Mühen auf sich nehmen, ja vielleicht sogar ihr Leben *im Kampf für Deutschland opfern* müssen. Aber zugleich wird angedeutet, dass auch andere, nämlich die vermeintlichen *Feinde des Vaterlands* als Opfer dargebracht, schlicht getötet werden müssen. Am

Ende aller historischen Episoden rassistisch-nationalistischen (Auf-)Opferungswillens stand man stets vor einem kolossalen Trümmerhaufen, umringt von Leichenbergen.

Auch Worte sind Mordwerkzeuge. Sie können töten, indem sie Feindbilder erzeugen; Symbole des Hasses, die es dann auszumerzen gilt: ›die‹ Juden, ›die‹ Ausländer, ›den‹ Islam, ›die‹ Muslime, ›die‹ Gutmenschen und viele andere mehr – die Liste ist beliebig erweiterbar. Es gibt niemanden, der davor gefeit wäre, auf ihr zu landen. Jede ist eine potenzielle Feindin, jeder ein potenzieller Feind. Jede und jeder kann mit jenem Stigma belegt werden, das für Unzählige in der Vergangenheit ein Leben in Schikane und Angst und für viele sogar das Todesurteil bedeutete. Daran hat sich bis heute nicht viel verändert. Daher ist es sinnvoll, neben physischer Gewalt auch die Gewalt der Sprache und Symbole, die Macht von Wörtern und Bildern, von Gesten und Handlungen zu untersuchen, die »symbolische Gewalt« genannt werden kann. Sie war mein ›Arbeitsbereich‹: In der Schule gehörte ich zu denjenigen, die andere mit Worten tyrannisierten; bei den Nazis war ich ein Ideologe, der bestimmte, wer als zu vernichtender Feind gilt.

Radikalisierungsprozesse finden nicht im luftleeren Raum statt, sondern knüpfen an die vermeintlich ganz ›normalen‹ Zustände im Alltag an, sei es in Deutschland, Österreich oder der Schweiz, sei es im Rest Europas oder der Welt: Alltagsrassismen, männlich-dominantes Verhalten, Konkurrenz- und Leistungsideologien oder die häufig auftretende Verwechslung von demokratischem Verfassungspatriotismus mit mehr oder weniger offensichtlichen Formen von Nationalchauvinismus. All dies ist weiterhin an der Tagesordnung.

Das Mantra von der gelungenen Vergangenheitsbewältigung ist vielerorts selten mehr als ein frommer Wunsch um des eigenen Abolutionsbedürfnisses willen. Nicht nur die Nazigeschichte, sondern auch die Menschheitsverbrechen in der Zeit des Kolonialismus können keinesfalls im europäischen Maßstab als aufgearbeitet gelten. Ihre Folgen und Kontinuitäten wirken bis in die Gegenwart. Der diagnostizierte Rechtsruck kann als ein Beleg hierfür gelten. Ein weiterer sind die rassistischen und nationalistischen Politiken in vielen Ländern Europas. Es gilt, diese strukturellen Kontinuitäten als begünstigende Auslöser und Verstärker für heutige Radikalisierungs-

prozesse kritisch zu analysieren, sowohl in meiner eigenen Biografie als auch an anderen Stellen.

Ich wuchs zur Nachwendezeit in Eisenach auf. Eine ostdeutsche Provinzstadt, die bis heute damit wirbt, über das größte zusammenhängende Villenviertel Deutschlands zu verfügen. Zu DDR-Zeiten war Eisenach die Grenzstadt am äußersten westlichen Saum des Eisernen Vorhangs, quasi einen Granatwurf vom Territorium des Klassenfeinds entfernt. Mit dem Fall der Mauer und der Wiedervereinigung wurde es ein ›Tor zum Westen‹ oder zum ›Einfallstor‹ in den Osten. So erlebte mein Vater wohl die Wende. Als die Grenzen zum ›Wilden Westen‹ aufgestoßen wurden, hofften viele auf ein besseres Leben nach der Überwindung des realsozialistischen Unrechtsstaates. Einige suchten ihr Glück sogleich im ›Kapitalismus mit menschlichem Antlitz‹ und wurden so zu ›Wirtschaftsflüchtlingen‹. Wieder andere wurden vom fortschreitenden Zerfall der Wirtschaftsstandorte zum Abwandern bewegt. Dumm nur, dass auch die Solidarität und Arbeitssicherheit offenbar mit den ›Flüchtlingen‹ *nach drüben gemacht haben*. Zumindest waren sie, meinem Vater zufolge, Mitte der 90er im Osten nicht mehr auffindbar. Was blieb, war bei nicht wenigen das Gefühl, von den Politikerinnen und Politikern erneut verraten worden zu sein. Kohl und Co.: Eben noch Erlöser aus größter Not und Helden der wiedervereinten Nation, galten sie bereits kurz darauf als falsche Propheten, die ihr Versprechen vom Aufbau Ost nicht eingehalten hatten.

Für meinen Vater funktionierten Versprechen wie Vorgaben, die um jeden Preis einzuhalten waren, ohne Möglichkeit zur Neuaushandlung, ohne Spielraum für eine Veränderung der Lage und Anpassung an neue Situationen. Pläne und Ansätze, die eingehalten werden müssen – soziale Interaktion als vulgäre Planwirtschaft. Schon die Mitglieder des Zentralkomitees zu DDR-Zeiten waren korrupt, und daran habe sich auch im Bundestag der BRD nichts geändert. *Die ganzen Politiker sind immer daran interessiert, sich selbst die Taschen vollzumachen, während sie anderen die ganze Zeit die Taschen vollhauen*. So der O-Ton meines Vaters. Das unzureichende Einschreiten der politisch Verantwortlichen aus Bonn in den Abbau Ost, zu dem der versprochene Aufbau vielerorts verkommen war,

ließ in Menschen wie meinem Vater das Gefühl wachsen, dass man eine Kaste parasitärer Taugenichtse gegen eine andere ausgetauscht habe. Eine aus seiner Perspektive zutreffende Einschätzung, die er mit vielen Menschen im Osten teilt und die nun seit einiger Zeit propagandistische Schützenhilfe aus West, Süd und Nord erhält.

Mein Vater wäre, wie sich zeigen wird, der prädestinierte Wähler der Partei wütender Protestmännlichkeit: der AfD. Deren Klientel ist hauptsächlich weiß, relativ gut situiert, aber durch die Nichtverwirklichung der eigenen überzogenen Wunschvorstellungen enttäuscht. Zwischen Menschen wie meinem Vater, den nationalpopulistischen Agitatoren dieser Tage und Neonazis, wie ich einer war, verläuft ein schmaler Grat: Brauntöne in sanften Abstufungen. Strukturell gleichen sich ihre Weltanschauungen in zu vielen Punkten, als dass man ernsthaft glauben könnte, die selbst ernannten *vaterlandstreuen Patrioten* hätten nichts mit den *bösen Neonazis* zu tun. Letztere sind schlicht ehrlicher, wenn es um Nationalismus und Rassismus geht.

Meine persönliche Geschichte mag an manchen Stellen außergewöhnlich erscheinen. Leider ist sie aber gewöhnlicher, als die meisten denken, und viel alltäglicher, als vielen lieb sein wird, und zwar überall in Deutschland, im Osten wie im Westen. Ich halte es daher für durchaus möglich, auf Basis meiner eigenen Erfahrungen teilweise verallgemeinerbare Aussagen abzuleiten. Inwieweit sie dann für andere zutreffen, müssen die Lesenden freilich für sich selbst entscheiden.

Wenngleich es heute viele Menschen nicht mehr wahrhaben wollen: Die Bundesrepublik Deutschland *hat* auf jeden Fall *Klasse* – und nicht nur eine. In der Schule war ich als ›der arme Kerl‹ markiert. Das hieß zum einen von Lehrerinnen und Lehrern und einigen Mitschülerinnen und Mitschülern wohlmeinend bemitleidet und unterschätzt zu werden. Zum anderen und vor allem bedeutete es, offen dafür erniedrigt zu werden, arm zu sein. Das Erste half mir nicht, weil es nichts änderte. Der verstohlen auf mir ruhende, mitleidsvolle Ausdruck in den Augen der mich Bedauernden fühlte sich nicht weniger verletzend an als die vielen hämischen Verunglimpfungen. Auf die offenen Beschimpfungen konnte ich immerhin reagieren,

mich wehren oder rächen. Dann musste ich wenigstens nicht das Mitleid in mich hineinfressen – ein wütendes Zähneknirschen mit leerem Mund, aber den Bauch voller Wut.

Sicherlich ist Armut nichts, wofür man sich schämen müsste. Es sind erst die Ressentiments, die sagen, wer arm ist, sei schlechter, fauler oder dümmer als andere. Mit meinem tschechischen Adidas-Anorak mit vier Streifen war ich so lange gegen Wind und Wetter gewappnet, bis eine Meute Teenies sich darüber lustig machte – erst dann stand ich da wie ein begossener Pudel.

Dennoch bleibt festzuhalten: Ich hatte andere Möglichkeiten, aber ich *wollte* Nazi werden. Ich bin nicht *in einen falschen Freundeskreis abgedriftet*. Ich habe aktiv entschieden, diese Form der Politik als die für mich und alle Menschen richtige anzunehmen und öffentlich zu vertreten. Ebenso bewusst und unbewusst, wie sich andere Menschen dafür entscheiden, in die SPD oder CDU, die Caritas oder einen Sportverein einzutreten. Aber natürlich hat das Eintreten in eine Partei nicht die gleichen Konsequenzen wie meine damalige Entscheidung. Mit Ausnahme des Eintritts in eine völkisch-nationalistische Partei wie die AfD oder die NPD natürlich, die ihre Polit-Propaganda gezielt mit rassistischen und nationalistischen Vorstellungen aufladen. Ob diese Parteien dabei selber wahrhaben wollen, dass sie rassistische und nationalistische Propaganda verbreiten, oder nicht, ist irrelevant. Die Wirkung eines Wahlplakats muss von der Intention seiner Urheberinnen oder Urheber unterschieden werden. Ich selbst wollte damals vorwärtsgewandter Naziaktivist sein. Ich wollte nicht als Rassist bezeichnet werden, sondern als »Ethnopluralist«, der sich für die historische Tradition der deutschen Kultur an ihrem *angestammten Platz* einsetzt. Genauso wie dies die AfD heute macht – ich bin daher oft irritiert, wenn man ihre Mitglieder nicht als Nazis oder zumindest als »rechtsextrem« bezeichnen möchte, obwohl sie sich der gleichen Propaganda bedienen wie wir damals.

Mein Stil mag auf manche möglicherweise distanziert und analytisch wirken – selbst wenn ich in der ersten Person Singular von mir selbst und meinen Erlebnissen erzähle. Die »Gesellschaftsanalyse« ist Teil meiner Ich-Erzählung, damals wie heute. Ich habe die Angewohnheit, Alltagserlebnisse in »größere Zusammenhänge« stellen

zu wollen. Vielleicht ist das in Teilen ein Relikt des pseudo-intellektuellen Größenwahns meiner Jugendzeit, der für alles die ›wahren Ursachen‹ zu kennen glaubte. Aus dieser Art, sich in der Welt zu orientieren, erwächst leicht ein Hang dazu, überall weltumspannende Komplotte zu sehen. Einstieg wie Ausstieg waren bei mir mit solchen (pseudo-)intellektuellen Denk- und Gefühlswirren verbunden – Welterklärungsbemühungen mit Absolutheitsanspruch, die ich jetzt als verführerischen Irrweg erkannt habe. Doch abgesehen von der Unbrauchbarkeit solcher Großerzählungen betrachte ich heute meine Geschichte in gewissem Grad als exemplarisch: Sie wirft nicht nur ein Licht auf die extremen Ränder, sondern auch auf ›deutsche Zustände‹ in der radikalen Mitte.

Dabei habe ich nicht den Anspruch, ein formvollendetes Porträt meiner Vergangenheit zu zeichnen, indem alles konturgetreu abgebildet wird, *wie es eigentlich gewesen ist*. Deshalb sind manche Abschnitte aphoristisch und damit den Erinnerungen an eine zum Teil ferne Vergangenheit angemessener als eine begradigte Lebenserzählung. Und doch ergibt sich aus den Bruchstücken meiner Kindheit und Jugendzeit ein Mosaik aus Erinnerungen. Es ist ein von der Zeit rissiges Bild aus Fragmenten meiner Politisierung und Radikalisierung, ein Bild (m)eines Erwachsenwerdens und all der Abwehrmechanismen dagegen – Letztere sind zum Teil (und vielleicht auch zum Glück) bis heute erfolgreich ...

Obwohl ich eine aufdringliche Selbstzentrierung entschieden ablehne, hat das Schreiben über meine Vergangenheit etwas von einer Beichte. Handlungen werden zu Vergehen, die ich zur Tatzeit noch für heroisch hielt. Zugleich haben die damals von mir als *Verbrechen gegen mein Vaterland und das deutsche Volk* eingestuften Fantasiegebilde ihre vermeintliche Realität für mich gänzlich eingebüßt. All die angeblichen Weltverschwörungen von superreichen, fast immer jüdischen Bankern *gegen die Welt der freien Völker* sind für mich heute erledigt. Für mich ist bewiesen, dass solche Verschwörungserzählungen nicht im Stande sind, komplexe Vorgänge in der Welt hinreichend zu erklären. Es mag reichere und mächtigere Menschen geben als beispielsweise mich, aber ich muss mir deshalb keine pseudo-intellektuelle Geschichte zurechtlegen, mit der ich dann die Weltgeschichte erklären zu können glaube. Tatsächlich macht man

dadurch keinen einzigen Schritt hin zur Verbesserung der Lebensverhältnisse unzähliger Menschen. Das Gegenteil ist der Fall. Das Palaver aller ›Propheten‹ der Geschichte hatte auch immer etwas Zynisches: Sie erzählen von einer glorreichen Zeit, die kommen würde, wenn man nur dieses täte oder jene töte. Denn Schuld und Sünde sind das Unreine, das Unnatürliche, das es in solchen Erzählungen mit *Stumpf und Stiel auszumerzen* gilt. Erst dann würde das Reich der Freiheit und Reinheit erreicht. Ganz so, wie Gott, die Natur oder eben der Führer es gewollt haben. Aber solche Heilsversprechen sind eine quasi-religiöse Mogelpackung: Sie lösen niemals lebensweltliche Probleme, mit denen die Menschen unserer Gesellschaft im Alltag konfrontiert sind. Stattdessen verschieben sie alle Lösungen in ein Paradies. Jede Prophezeiung enthält wie jede andere Ideologie auch das implizite Universalversprechen, dass die Wünsche und Träume ihrer Anhänger auch verwirklicht werden, vielleicht nicht heute oder morgen, aber irgendwann in ferner Zukunft. Doch solche Prophetie bietet niemals wirkliche Antworten, nur falsche Probleme und unsinnige Lösungen. Es ist einfach nur dumm. Denn Dummheit ist für mich die Fähigkeit, falsche Probleme zu erzeugen.

All das heute anzuerkennen, ist befreiend und beklemmend zugleich. Denn es heißt einerseits, dass ich mich tatsächlich von Verschwörungserzählungen befreit habe. Zumindest in dem Sinne, dass ich heute keiner Weltverschwörungsvorstellung mehr anhänge und jegliche (pseudo-)biologische Rassismen oder den in verschiedenen Gewändern auftretenden Antisemitismus ablehne. Ja mehr noch: Ich habe mir vorgenommen, sie zu entlarven und zu kritisieren, wo immer sie mir begegnen. Zugleich heißt das aber auch, dass mein früheres Leben im wahrsten Sinne des Wortes einer illusorischen Dummheit gewidmet war. Es galt immer das, was ich gerade als Wahrheit proklamiert hatte und unter Einsatz meines gestählten Körpers bis zum bitteren Ende zu verteidigen gewillt war.

Die Beichte über meine Vergangenheit ist zugleich ein Aufbruch in eine andere Zukunft.

I. Auf der Suche nach der verlorenen Zärtlichkeit

Unzählige Sonntage meiner Kindheit habe ich damit verbracht, auf den Druck eines Ölgemäldes zu starren, der in einem billigen, schon etwas abgeblätternen Holzrahmen über dem Sofa im Wohnzimmer hing. Ich kannte weder den Titel des Bildes noch den Namen des Künstlers. Während ich für dieses Buch recherchierte, stieß ich erneut auf dieses Bild aus den Tagen meiner Kindheit. Seine Botschaft war mir in den zahllosen Momenten verschlossen geblieben, in denen mein Blick auf ihm ruhte, während ich versuchte, meine Gedanken schweifen zu lassen. Das gelang mir meist nur sehr kurz, oft überhaupt nicht. Denn ich sollte meinem Vater in die Augen schauen, wenn er mit mir sprach. Nicht dem mir freundlich zuprostenden bärtigen Mann, dessen üppiger Federhut ihm Hasenohren verlieh. *Überleg, was du besser machen kannst!*, forderte mich mein Vater wieder und wieder auf und erwartete von mir Vorschläge.

Ich bin damals vielleicht sechs oder sieben Jahre alt. Es ist ein Verhör, und meine drei Jahre ältere Schwester ist die einzige Zeugin. Aber sie hat, wie ich, eine Doppelrolle inne: Sie ist zugleich Angeklagte und Zeugin. In einem Augenblick bin ich es, der sich im Kreuzverhör befindet. Aber das kann sich jede Sekunde ändern. Ich weiß das und sie weiß es auch. Die Erinnerung an die Szenerie treibt mir noch heute die Tränen in die Augen. Meine Aufmerksamkeit wendet sich wieder von den verhärteten Gesichtszügen meines Vaters ab und in Richtung des Bildes – Fluchtlinien in eine andere Welt. Meine Schwester sitzt links unter dem Bild auf dem Sofa, und ich kann die Verzweiflung in ihrem Blick erkennen. Es gibt keine richtigen Antworten. Nur die sich wiederholenden Floskeln von Reue und den Bemühungen, alles anders, alles besser machen zu wollen. In Zukunft wird wirklich alles besser werden, gelobe ich, *gleich heute noch*. Aber das reicht meinem Vater nicht.

Er antwortet auf meine Beteuerungen schlicht, ich hätte das Gleiche schon die letzten Male gesagt und es habe sich nichts verbessert. *Den Worten müssen auch Taten folgen!* Ein Dekret, das aus seinem Mund zugleich moralische Aufforderung und subtile Drohung ist. Der Satz weckt die Erinnerung an vergangene Sonntage und zugleich düstere Vorahnungen. Auch meine Schwester scheint die unterschwellige Aggression der Aussage zu spüren. Ihre Mundwinkel beginnen jetzt leicht im Takt ihrer bibbernden Unterlippe zu vibrieren – ein Zeichen ohnmächtiger Wut. Sie presst ihre Lippen fest zusammen und versucht ihre Bemühungen, die Fassung zu bewahren, zu kaschieren. Denn wer weint, hat etwas zu verbergen. Wer weint, wird immer gefragt, warum er weint, und muss Rede und Antwort stehen. Deshalb muss meine Schwester die Tränen unterdrücken, das Schluchzen abwürgen und das Schlottern der Lippen bannen.

Aber es gibt für uns kein Entkommen, weder für sie noch für mich. Egal wie sehr wir beteuern, uns ab sofort mehr bemühen zu wollen, täglich besser staubzusaugen oder unsere Zimmer nach dem Spielen aufzuräumen – unser Vater beendet das Gespräch nicht. Es gibt nur einen Ausweg: Irgendjemand muss den Mut der Verzweifelten aufbringen und meinen Vater provozieren, damit er endlich zum Strafvollzug übergeht und wir ›befreit‹ werden, zumindest für diesen Sonntag. Eskalation als Selbstschutz. Das Urteil war ohnehin schon klar, als wir uns zum ›Familiengespräch‹ einfanden: schuldig in allen Anklagepunkten. Die Anklage führt mein Vater. Die Vollstreckung erfolgt ebenfalls durch ihn. Jede Verteidigung wird abgewiesen. Die Urteilsverkündung wird mit Schlägen beschlossen, ohne dass es hierfür einen Richterhammer gebraucht hätte. Das trotziges Verteidigungsplädoyer erstickt im Gebrüll meines Vaters, im dumpfen Klatschen von Handflächen auf Gesichtshälften, und wer die eine Backe hinhalten muss, kann mit ziemlicher Sicherheit schon mal die anderen drei bereithalten. Als allein richtender Erzieher und alleinerziehender Richter in einem hat er uneingeschränkte Macht über uns, unsere Körper, unsere kindliche Verletzlichkeit. Widerstand ist zwecklos.

Mein Vater war Elektriker und oft stand er auch nach der Arbeit noch unter Strom. In unserer etwa 90-Quadratmeter-Wohnung war

er der absolute Regent. Vollstrecker der eigenen Urteile, natürlich ganz zum Wohle der Bestraften. Zweifelsohne hatte er nur die besten Absichten für uns im Hinterkopf, wann immer seine Hand auf meinen schlug. Es herrschte das Recht des Stärkeren und die Macht der flachen Hand.

Der Strafvollzug ist zugleich ein handfester Beweis für die pädagogische Unfähigkeit meines Vaters. Als Strafmaß wählte er meist mindestens drei Schläge – die hätten ja noch niemandem geschadet, witzelte er oft bei passender Gelegenheit gegenüber seinen Geschwistern, während er aus den Augenwinkeln mahnend in unsere Richtung lugte. Unsere Onkel und Tanten hielten das offenbar für einen Scherz – niemand widersprach. Unsere Blicke senkten sich zu Boden aus Furcht, böser Vorahnung und Fassungslosigkeit über die Zustände in unserem ›Schutzraum Familie‹. Und wenn wir ihnen erzählten, dass wir daheim wie Sklaven behandelt werden, nahm uns niemand ernst. Sklaverei: das Erzwingen von Arbeit durch die Androhung und Anwendung von Gewalt. Eine gängige Definition, die unserer Empfindung nach auf unsere Lebenssituation zutraf. Wir waren Haushaltshilfen zum Nulltarif. Stets motiviert durch die Furcht vor Schlägen, die Hilflosigkeit, sich nicht zur Wehr setzen zu können und niemanden zu haben, der sich für uns einsetzt oder uns überhaupt glaubt. Durch ihr angestrengtes Überhören sind unsere Tanten und Onkel in meinen Augen zu Mittäterinnen und Mittätern geworden.

Je nach Tageslaune gab es zum faustdicken ›Denkanstoß‹ noch Festungshaft, eingeleitet durch das Verdikt *Ich will dich heute nicht mehr sehen!* Wer auf diese Art verurteilt wurde, musste in sein Zimmer und manchmal auch ohne Abendessen ins Bett gehen. Mein Zimmer war der einzige Durchgang vom Flur zum Zimmer meiner Schwester. Manchmal schob sie dann aus der Einzelhaft Zettel durch das Schlüsselloch zu mir herüber. »Ich habe Hunger«, stand darauf oder die Frage »Ist Papa noch da?« – wahrscheinlich aus Furcht, auf dem Weg zum Klo einer Schreitirade oder doch zumindest den stechenden Schlitzen ausgesetzt zu sein, zu denen sich die Augen meines Vaters immer verengten, wenn er jemanden voller Verachtung und Wut ins Visier nahm.

Zugleich wurden die Schlüsselöcher der Altbautüren Ausblicke in einen ersehnten Raum der Ruhe und Geborgenheit, denn Eingee-

sperrtsein bedeutete auf zweifache Weise Erlösung: Es bot zum einen Momente der Stille, wie sie sonst nur während der Arbeitszeiten meines Vaters existierten, zum anderen war auf diese Weise wenigstens wieder ein Wochenende überstanden. Ein kleiner Trost in großer Not, die meine Schwester häufig härter traf als mich. Und doch ging sie souveräner mit all dem um und wirkte weniger verängstigt als ich, weil sie es musste: Als Tochter und Schwester oblag ihr die unausgesprochene Pflicht, den Großteil der Sorgearbeit für uns zu verrichten. Obgleich wir oft erbitterte Feinde in geteilter Not gewesen sind, war sie für mich oft ein Anker in den rauen Wogen unserer Kinderstube.

Provinzielle Nestwärme

Jeden Abend gab es pünktlich um 18 Uhr Abendessen. Ein alltägliches Ritual, auf das nur im sogenannten Ausnahmefall per Sondergenehmigung »von ganz oben« verzichtet werden durfte. Gesprochen wurde dabei selten. Aus dem Hintergrund ertönte das Radio, um das Schmatzen zu übertönen. Vor allem mein Vater kaute manche Speisen derart geräuschvoll, dass ich noch heute aggressiv werde, wenn ein Mensch in meiner Umgebung auf die gleiche Art und Weise schmatzt. Am Abendbrottisch sollten wir von der Schule und unserem Tag erzählen. Was für andere ein harmloses Familienritual sein mag, kam für uns einer weiteren Verhörsituation gleich. Vielleicht verabscheue ich es deshalb noch heute, Menschen ausführlich von meinem Alltag zu berichten, weil ich das Gefühl nicht loswerde, dabei Bericht erstatten zu müssen. Das hat schon so manche Freundschaft oder Beziehung ruiniert. Am Abendbrottisch redete mein Vater mich mit »mein Freund« und meine Schwester mit »Madame« an, wenn er uns die Bedrohlichkeit einer Situation mit gespielter Freundlichkeit verdeutlichen wollte. Seine Wutausbrüche konnte er auch dann nicht immer zügeln.

Noch durch das geschlossene Fenster zum Hinterhof wurde der Schall von den umliegenden Hauswänden verstärkt – eine architektonische Flüstertüte. Die Nachbarn hätten dann *alles mithören* können. Die paranoide Vorstellung meines Vaters, jemand könnte hören, wie er schäumt und tobt, und daraufhin einschreiten, hat sich leider nie bewahrheitet. Was für mich im Rückblick nur heißt, dass

es niemanden wirklich interessierte. Vielleicht war der paranoide Verfolgungswahn meines Vaters Ausdruck von Gewissensbissen, ein unausgesprochenes Schuldbewusstsein über das Unrecht seiner schwarzen Pädagogik? Oder war es ein Relikt aus der Zeit totaler Überwachung in der DDR? Wann immer abends das Licht anging, mussten die *Jalousien*, wie mein Vater weltmännisch die schäbigen Vorhänge in unseren Kinderzimmern nannte, zugezogen werden, damit *niemand reinglotzt, wie's bei euch aussieht*.

Eisenach gilt als Kulturstadt. Etwa hundert Meter von meiner Kindheitswohnung entfernt steht das Bach-Haus. Unweit dieser musikalischen Wirkungsstätte war mein Vater unangefochtener Virtuose des improvisierten Schreis. Wiederholt wohnten Freunde aus der Nachbarschaft, die zufällig an unserem Haus vorbeiliefen, einer solchen Sinfonie bei, in der meine Schwester und ich Plätze in der ersten Reihe hatten. Ihre unfreiwillige Zuhörerschaft bei den Schreikonzerten war ihnen sichtlich unangenehm, wenn sie diese später eingestanden. Der verbale Jähzorn des Wüterichs drang noch aus dem zweiten Stock bis auf die Straße hinunter – unliebsame Transparenz ohne Folgen. Denn nicht ein einziges Mal klingelte die Polizei, und auch das Jugendamt schritt erst ein, nachdem meine Schwester dort um Hilfe gebeten hatte. Nichts hören, nichts sehen: Zustände in der deutschen Provinz.

Meine Freundinnen und Freunde versuchten mir Trost zu spenden. Dies half in den seltensten Fällen. Ohne an ihren Umständen auch nur das Geringste zu ändern, werden die Bemitleideten noch der Interpretationshoheit über die eigene Lebenssituation beraubt. Ich habe es immer als eine weitere schamvolle Erniedrigung empfunden, bemitleidet zu werden, bis ich verstanden hatte, dass Mitleid auch als eine emotionale Währung fungieren kann. Sie lässt sich oft in finanzielle Unterstützung umwandeln, vor allem wenn sich erwachsene Menschen ein gutes Gewissen erkaufen wollen. Fromme Mitleidsbekundungen, betretenes Schweigen, Ratlosigkeit und Resignation: Das ist alles, was Kinder in einer von Erwachsenen regierten Welt tun können, in der das Leben für einige kein Wunschkonzert ist.

Das war also meine Familie: ein Alleinernährer und Patriarch als Vater in den Wirren der Nachwendezeit, eine Mutter, die ihm ent-

kam, und eine Schwester, die alles in einem sein musste – Mutterersatz und Spielgefährtin für mich, Haushaltshilfe und verlässliche Tochter für ihn. Wenn wir verstehen wollen, warum Menschen zu Nazis werden, müssen wir hinter die verschlossenen Türen und Jalousien des ›ganz normalen‹ deutschen Familienalltags blicken.

Deine Mutter hat sich halt aus der Verantwortung gezogen, als Du noch ein Baby warst, antwortete mein Vater auf die wiederholte Frage, *warum Mama weg ist.* Meine Eltern haben sich getrennt, als ich etwas mehr als ein Jahr alt war. Später scheiterten beide Seiten in ihrem Versuch, mich davon zu überzeugen, dass die Schuld allein bei der jeweils anderen Partei zu finden sei. Meine Schwester und ich fragten meinen Vater oft, warum er sich keine neue Frau suche, die bei unseren schulischen wie heimischen Aufgaben helfen könnte, die ihm vor allem aber, wie wir insgeheim dachten, Milde abverlangen würde, da er uns nie vor den Augen anderer Leute schlug. Er antwortete auf seine typisch charmante Art: *So wie ihr euch benehmt, würde die ja eh nicht lange bleiben.* Die Schuld am eigenen Versagen müssen immer die anderen tragen. Das ist die Logik des kleinen Mannes – zumindest von dem, der mit meiner Erziehung betraut war.

Mein Vater hatte das Sorgerecht wohl unter der Bedingung erhalten, keinen Unterhalt einzufordern. Er schaffe das auch ganz alleine, wie er immer mit fester Stimme betonte. Aber auf legalem Wege ging es nicht: Er arbeitete ›schwarz‹, wie er selbst sagte. Später zürnte er meiner Mutter, der er es selbst erlassen hatte, uns finanziell zu unterstützen. Wenn wir ihn fragten, warum wir nur so wenig Geld hätten und als einzige in unserem Bekanntenkreis über kein Auto verfügten, antwortete mein Vater lapidar, *das Geld wächst nicht auf den Bäumen, und selbst wenn es so wäre, hätte eure Mutter keins, weil sie den ganzen Tag nur auf der faulen Haut liegt. Wäre ich nicht so barmherzig gewesen, könnten wir uns jetzt ein Auto kaufen, aber eins mit Sternchen.* Mein Vater hatte ohnehin nur einen Motorradführerschein, weshalb uns die Edelkarosse herzlich wenig gebracht hätte. In diesem Dokument findet sich das einzige Bild, auf dem ich meinen Vater im zarten Jugendalter zu Gesicht bekommen habe, mit schulterlangen, schwarzen Haaren und 70er-Jahre-Schnauzer.

Ein Kind des Ostens

Im Erfurt der DDR 1961 geboren, wuchs mein Vater meines Wissens in Neudietendorf, später in Schnellmannshausen bei Eisenach auf. Sein Vater war Offizier in der Nationalen Volksarmee und lebte deshalb unter der Woche auf dem Kasernengelände der NVA. Ob er von seinem Vater geschlagen worden sei, fragte ich einmal nebenbei in einem Gespräch eine seiner Schwestern. *Vom Vater nicht, bei dem reichte ein böser Blick.* Aber die Mutter musste sich manchmal handfest Gehör verschaffen. *Aber nur ganz selten, wenn überhaupt,* stammelte meine Tante damals. Eigentlich sei er sehr gut umsorgt aufgewachsen. Das Nesthäkchen – als Jüngstes von vier Geschwistern –, das noch von der Mutter bekocht wurde, während die älteren Schwestern an der Uni in Moskau und anderen Städten des Bruderstaates studierten. Er selbst entschied sich für eine Ausbildung.

Elektroinstallateur sollte mein Vater werden und auf der Arbeit meine Mutter kennenlernen. Sie arbeitete in den 80er-Jahren als Verkäuferin in einem Konsum, wie die Lebensmittelgeschäfte der DDR-Genossenschaften hießen. Er reparierte dort die Elektrik. Angeblich stand er gerade auf einer Leiter, als er zum ersten Mal auf meine Mutter herabblickte. So zumindest lautete die Legende meines Vaters – seine Sicht der Dinge eben. Erzählt hat er sie, nachdem meine Schwester vom Jugendamt ins betreute Wohnen *entführt* worden war, wie er es nannte.

Damals verstanden wir uns für kurze Zeit etwas besser. Wir wuchsen ein wenig zusammen. Ich traute mich, ihn Dinge über sich zu fragen. Ich hatte Nein gesagt, als sie mich fragten, ob ich daheim raus wolle. Ich hatte Mitleid mit meinem Vater gehabt, als er da weinend in der Küche saß – vor dem Scherbenhaufen *unserer Familie*, für die er nur *die besten Absichten* hatte. Ich weiß nicht, ob meinem Vater bewusst war, was er mit seinen *besten Absichten* anrichtete. Ob er ›tief in sich drin‹ wusste, dass das, was er da im Namen seiner pädagogischen Mission machte, mehr zerstört als genützt hat? Ob er nachts nicht schlafen konnte, weil ihm dämmerte, was er uns antat? Ob er sich selbst einredete, was man einmal angefangen hat, muss man auch zu Ende bringen? Dachte er vielleicht, *ich kann jetzt auf halber Strecke nicht einfach anfangen, mit den Schlägen aufzuhö-*

ren? Es ist egal. Aber eines scheint mir heute deutlich: Gute Absichten sind außerhalb des Ethikunterrichts nicht allzu viel wert.

Die Familie mütterlicherseits war meinem Vater verhasst und es bedurfte eines Bluffs meiner Mutter, dass ich diesen Teil meiner Verwandtschaft überhaupt kennenlernte. Ich muss etwa zehn Jahre alt gewesen sein. Da wagte es meine Mutter, mich nach Nordhausen zu *entführen*, wie mein Vater gesagt hätte. Sie hatte ihm und mir mitgeteilt, sie würde mich über das Wochenende mit zu sich nach Bebra nehmen, wo sie bei ihrem neuen Freund lebte. Am Bahnhof angekommen eröffnete sie mir, es ginge nach Nordhausen. Dort sollte ich ihre Mutter, ihren Vater, einige Tanten und Onkel sowie meinen Bruder aus der geschiedenen Ehe meiner Mutter kennenlernen.

Mein Vater wollte aus mir unbekannten Gründen nicht, dass ich Kontakt zu *dieser ganzen Sippe* hatte. Noch bevor wir den Zug bestiegen, rief meine Mutter meinen Vater von einem Münztelefon am Bahnhof an, um ihn von ihrem Plan in Kenntnis zu setzen. *Der Junge hat ein Recht darauf, seine Familie kennenzulernen*, sagte sie in unerwartet selbstbewusstem Ton und hängte auf. Sie hatte meinem Vater die Kontrolle über mich für wenige Tage entrissen. Mein Vater sah darin einen *hinterhältigen Vertrauensmissbrauch*. Er sei meiner Mutter gegenüber ohnehin *immer zu gutgläubig und gnädig* gewesen.

In Nordhausen lernte ich meine Großeltern, einige Tanten und Onkel, vor allem aber meinen deutlich älteren sogenannten Halbbruder kennen. Trotzdem sei er mein *richtiger Bruder*, hieß es dann wieder – nichts Halbes und nichts Ganzes.

Dein Bruder tut mir leid. Der ist ein anständiger Kerl. Aber deine Mutter ist ein Mensch, pfui Teufel: Kinder in die Welt setzen und sich dann nicht um sie kümmern – so lautete wiederholt die Anklage meines Vaters gegen meine Mutter. Deine Mutter war schon immer eine Lebefrau. Und darunter musste vor euch vor allem dein Bruder leiden. Da haben sie ihn einfach ins Heim gesteckt, damit sie ihre Ruhe hatten. Mein Vater gab zu bedenken: *Überleg dir mal, wie schwierig du bist, und trotzdem stecke ich dich nicht ins Heim*. Obwohl er mehrfach damit drohte, unsere Spielsachen dorthin zu geben, wenn wir diese nicht aufräumten. *Euch geht's viel zu gut!*, rief er dann aus. *Die Kinder in Afrika oder im Heim, die würden sich die Finger nach all dem lecken, was ihr hier habt!* Ich steckte daraufhin einmal

einen Finger in meinen Mund – er schmeckte nach nichts. Weniger noch: Es war der Geschmack der Enttäuschung.

Was du nicht willst, das man dir tu'...

Einen *zärtlichen Liebhaber* nannte meine Mutter meinen Vater bei einem Gespräch, das ich mit ihr in meiner Pubertät hatte. Als *äußerst sanft und unheimlich liebevoll* beschrieb sie ihn. Ich erinnere mich noch genau an ihre Wortwahl, weil diese Worte allem widersprachen, was ich über meinen Vater wusste. Sie hatte damals offenbar einen anderen Mann kennengelernt. Irgendwo zwischen dem ersten Leiterblick meines Vaters auf meine Mutter im Konsum und dem leidvollen Blick meiner Mutter auf dem Bett in meinem Zimmer musste er verloren gegangen sein – der zärtliche Mann, der mein Vater einmal gewesen sein soll. Meine Schwester und ich haben diesen sanften und liebevollen Menschen niemals kennengelernt. Das wollten wir auch gar nicht. Schon allein deshalb nicht, weil der Ausspruch *Da lernt ihr mich aber richtig kennen!* eine seiner beliebtesten Drohungen war.

Aber wo war er hin? Der zärtliche Mann, von dem meine Mutter sprach. In den sie sich verliebt hatte und bei dem sie jahrelang blieb. Zu dem sie sogar trotz heftiger Streitgespräche und Gewalt gegen ihre Tochter aus früherer Ehe zurückkehrte. Meine (Halb-)Schwester hat ihm das niemals verziehen. Ebenso wie ich es ihm niemals verzeihen werde. Manche Dinge lassen sich nicht ungeschehen machen, sie lassen sich durch nichts vergeben oder verzeihen. Ich habe den Hass ihm gegenüber verloren, aber nicht in der überheblich pseudo-versöhnlichen Art, dass er es ja nicht so gemeint habe. Kein falscher Harmoniewunsch überzeugt mich, dass ich mich mit ihm ausöhnen sollte, *weil es doch das Richtige wäre, weil er doch mein Vater ist und immer bleiben wird* – der Klügere gibt dem Affen Zucker.

Jeden Abend vor dem Schlafen gab es noch den rituellen Gutenachtkuss, den wir auf der Wange unseres Vaters platzieren mussten. Der intimste Moment mit ihm, an den ich mich erinnere, ist mein auf seinem Bauch abgelegter Kopf – ich hörte die Verdauungsgeräusche seines Magens –, ohne dass er jemals meinen Kopf gestreichelt hätte.

Beklagte ich mich einmal über meine Mutter, weil sie uns mit ihm *im Stich gelassen* hatte, schützte mein Vater sie: *Blut ist dicker als Wasser*. So argumentierte er immer wieder für die angebliche Natürlichkeit von Familienverhältnissen, dicht gefolgt von einem *Deine Mutter wird immer deine Mutter bleiben*. Aber was das eigentlich heißen soll, war mir damals schon unklar: Was nützt mir eine ›biologische‹ Mutter, die sich hauptsächlich durch ihre Abwesenheit auszeichnet? Ich brauchte weder meinen Vater noch meine Mutter, um zu lernen, wer ich bin.

Mag sein, dass mein Vater die Enttäuschung über die Trennung von unserer Mutter niemals überwunden hat. Aber das darf nicht dazu verleiten, ihn zum Opfer zu verklären. Er war ein Täter. Ein Gewalttäter, wie es viele Väter sind. Das muss ausgesprochen werden, damit darüber gesprochen werden kann.

Meine Schwester wurde magersüchtig und hat sich als Jugendliche geritzt. Ich bin Neonazi geworden. Beides sind Formen autodestruktiver Selbstermächtigung – ich selbst bestimme, wie ich meinen Körper zurichte, und bin zumindest der eigenen Wahrnehmung nach nicht mehr bloß jemand, der von anderen zugerichtet wird.

Als ich achtzehn war, fragten mich Nazi-Kameraden aus Eisenach, ob sie meinem Vater mal einen Besuch abstatten sollten, damit er mich in Zukunft in Ruhe lassen würde. Ich lehnte ab, obwohl ich meinem Vater mehrfach in schlaflosen Nächten und unter Tränen den Tod gewünscht habe. In unserer Kindheit fehlten meiner Schwester und mir die Worte. Aber was wir öfter dachten und einander anvertrauten, ließe sich mit Worten nicht anders ausdrücken als: *Papa muss sterben, damit wir leben können*. Besser als wir selbst verstand er dies, als wir ihm halb in unwissendem Spaß, halb in kindlich-unschuldigem Ernst während der Milzbrandhysterie um die Jahrtausendwende in den Umschlag seiner Geburtstagskarte Vanillemilchpulver streuten. Er hielt uns noch Jahre später vor, dass wir *undankbare Gören* seien, die ihm zum Geburtstag den Tod wünschten. Aber wenn ich eines aus meiner Kindheit gelernt habe, so ist es der gravierende Unterschied zwischen Wunsch und Realität.

Trotz alledem buhlten meine Schwester und ich um die Anerkennung unseres Vaters, der einzigen erwachsenen Bezugsperson. So entstand eine gewisse Konkurrenz zwischen uns, die zusätzlich zu

den ohnehin vorhandenen Formen von Futterneid und Geltungsbedürfnis zu Zankereien führte. Diese mehr oder weniger bewusste Teile-und-herrsche-Strategie meines Vaters funktionierte, vor allem, weil das solidarische Band immer wieder von mir im wahrsten Sinne des Wortes zerschlagen wurde. Einige deutlich sichtbare Narben auf meinen Handrücken erinnern noch heute an die bis aufs Blut geführten Duelle zwischen meiner Schwester und mir. Als Kind hatte sie wegen ihrer drei Jahre Altersvorsprung auch körperlich einen Vorteil. Ich wusste mir jedoch mit den faulen Tricks des Unterlegenen zu helfen – denn warum sollte ich fair kämpfen, wenn ich vorher wusste, dass ich den Kampf dann verlieren würde?

Diese Grundeinstellung zum Kampf mit allen Mitteln forderte schon früh ihren Tribut. Einmal musste meine Schwester nach einer Auseinandersetzung ins Krankenhaus eingeliefert werden. Sie hatte mich geschubst, und ich war mit dem Kopf gegen die Kante eines Schrankes geflogen, was ich zum Anlass nahm, *völlig freizudrehen*. Ich ergriff eine Spielzeugpistole aus Metall, die ich in Abwesenheit unseres Vaters damals bei mir trug, um mich stärker zu fühlen. In diesem Moment verfehlte dies seine Wirkung nicht. Ich benutzte sie als Schlagwaffe und hieb wie eine Furie auf den Hinterkopf meiner Schwester ein. Als ich wieder zu mir kam, stand sie in ihrem blutüberströmten Kleidchen vor mir und sagte in geistiger Gegenwärtigkeit zu mir, ich solle einen Krankenwagen rufen, aber sagen, dass wir gespielt hätten und sie mit dem Kopf gegen den Heizkörper gefallen sei.

Eine Lüge, die den Frieden im Haus erhält, ist besser als eine Wahrheit, die noch mehr Gewalt in Aussicht stellt. Ich rannte sofort zum Bäcker zwei Häuser weiter, weil wir damals noch kein Telefon besaßen. Meine Schwester wurde mit dem Notarzt ins Krankenhaus eingeliefert. Ich musste dann zu der Firma gehen, in der mein Vater arbeitete. Dort versuchte ich ihm zunächst unsere Geschichte aufzutischen. Aber meine Aufregung über das Erlebte, sein schneidender Blick und die Angst, die Lüge könnte anderweitig auffliegen, ließen mich meine Untat unter Tränen gestehen. In Anwesenheit seiner Kollegen schaute er nur streng und sagte, *darüber sprechen wir später noch*. Meine Schwester blieb eine Nacht im Krankenhaus. Sie hatte zum Glück nur eine Platzwunde am Hinterkopf und eine leichte

Gehirnerschütterung von meinem Angriff davongetragen. Mein Vater beschlagnahmte die Tatwaffe, nachdem wir aus dem Krankenhaus zurückgekehrt waren. Er benutzte sie sogleich als Utensil, um mir seine Lieblingsmoral auf unverwechselbare Weise näherzubringen: Er gab mir die Pistole und ließ mich ihre Schwere kurz in meiner Hand wiegen und die Kälte des Metalls spüren. Dann ent-riss er sie mir mit seiner rechten Hand, ergriff meinen Arm mit der Linken und schlug mit der Tatwaffe einige Male zu, während ich schreiend versuchte, mich aus seinem Griff zu lösen. *Was du nicht willst, das man dir tu', das füg auch keinem anderen zu.* Hier schloss sich ein unheilvoller Zirkel.

Mein Vater betonte häufig, er wolle nicht, dass ich wie er Elektriker werde. Trotzdem sollte ich lernen, was es bedeutet, *mit seiner eigenen Hände Arbeit Geld zu verdienen*. Rollende Schicht, Zeitarbeit – diese Erfahrungen sind für mich heute deshalb besonders prägend, weil ich seit meiner Zeit an der Universität eine andere Welt kennenge-lernt habe: In ihr verdienen Menschen mit ihren über Tastaturen sausenden Fingerspitzen legal deutlich mehr Geld. Dabei erforderte auch die Arbeit meines Vaters beim Einziehen der vieladrigen Kabel in den Stromkasten Fingerspitzengefühl. Und für das Überprüfen des Stromkreislaufs benutzte er ein Amperemeter. Es bestand aus zwei über ein Kabel miteinander verbundenen Messstäben mit gum-mierten Griffflächen. Einer der Stäbe hatte ein Lämpchen. Wenn es nach dem Einführen der beiden Messstäbe je in ein Loch der Steck-dose aufleuchtete, verkündete mein Vater stolz: *Es fließt Strom*. Ein Werkzeug, das offenbar etwas Unsichtbares für jeden sichtbar ma-chen konnte – gegen die Gewalt zu Hause hätte ich genau so etwas gebraucht.

Den Sprung ins digitale Zeitalter erlebte die Werkzeugkiste mei-nes Vaters durch einen Multimeter, eine digitalisierte Variante des Amperemeters, die neben dem Stromfluss und ohmschen Wider-stand auch Gleich- und Wechselstrom messen konnte. *Hochemp-findlich* nannte es mein Vater und las zufrieden die Voltzahlen von der Anzeige ab. Das sensible Werkzeug war die modernste Technolo-gie, die mein Vater zum Arbeiten benutzte. Hammer, Schraubenzie-her und Zange wirkten dagegen auf mich veraltet und in ihrer Ver-

wendungsweise plump. Sie alle erforderten nicht den behutsamen, fast schon graziilen Umgang, den mein Vater bei der Handhabung des Multimeters offenbarte.

Obwohl ich nicht Elektriker werden sollte, absolvierte ich mein Schulpraktikum 2003 bei der Firma meines Vaters auf Montagebaustellen *drüben in Frankfurt*. Einige der handwerklichen Grundlagen kannte ich von meiner vorherigen Mitarbeit auf Wochenendbaustellen. Um mir meine erste E-Gitarre zu verdienen, musste ich mit etwa dreizehn Jahren vierzig Stunden auf den Schwarzbaustellen meines Vaters arbeiten. Kabelkanäle fräsen, Kabel einziehen, mit Spachtelmasse verputzen und danach alles saubermachen. Ich konnte mir pro Stunde etwa fünf Euro verdienen – angesichts des damaligen Booms der Ein-Euro-Jobs durfte ich mich da *noch glücklich schätzen*, wie mein Vater wiederholt betonte. Arbeiten musste ich, wenn es nach ihm ging, *früher oder später eh lernen*, weil ich *in Zukunft nichts geschenkt kriegen* würde.

Während ich lernte, wie ein Mann im Schweiß seines Angeichts zu schuften hatte, erledigte meine Schwester daheim ihre Schulaufgaben. Sie wollte Ärztin werden. Am Ende reichten ihre Noten nicht. Studiert hat sie trotzdem.

Im Rückblick verstört mich am meisten, dass mein Vater niemals allein trank. Niemals war Alkohol im Spiel. Er schlug uns vollkommen nüchtern – in vollster Überzeugung und in der Hoffnung, jeder Schlag möge uns ein kleines Stück auf den richtigen Weg zurückkaptapultieren. Manche Menschen müssen dazu gezwungen werden, dass *etwas Richtiges* aus ihnen wird.

Wenn ich heute darüber nachdenke, warum wir nicht dem Streit aus dem Weg gegangen sind, warum wir nicht einfach gehorchten und taten, was unser Vater sagte, so fällt mir auf, dass diese Fragen von einer internalisierten Schuldempfindung der Opfer zeugen. In der Übernahme der Perspektive des Peinigers wenden sich die Gepeinigten gegen sich selbst, indem sie sich die Schuld für die erlittene Gewalt geben.

Ich schildere Anekdoten aus meiner Kindheit und Jugendzeit nicht deshalb so ausführlich, weil ich daran glaube, dass sich damit alles weitere erklären oder gar rechtfertigen lässt. Vielmehr bin ich der Überzeugung, dass wir stark in dieser Zeit geprägt werden. Ge-

wohnheiten und Routinen stellen sich in unserem Verhalten ein. Sie sind für das Gefühlsleben Jugendlicher prägend und können im Erwachsenenalter auch unter großem Aufwand meist nur teilweise verändert werden.

Andere zu schikanieren gab mir in der Schule für einen Augenblick das Gefühl, dass mich zumindest diejenigen anerkannten und cool fanden, die mit mir zusammen andere auslachten. Es gab mir ein Gefühl von Souveränität über mich selbst und andere. Ein Gefühl, das mir zu Hause fremd war. Ich war ein »Bully«. So werden im englischsprachigen Raum Jugendliche genannt, die meist sozial oder körperlich Schwächere schikanieren. Jungs, die »Jungskram« machen, hätte man dort gesagt, wo ich aufgewachsen bin.

Diese Abstumpfung durch verschiedene Formen von Gewalt zeigt bis heute ihre Folgen: Noch vor wenigen Jahren ließ es mich im wahrsten Sinne des Wortes kalt, wenn Menschen in meiner Umgebung weinten. *Ich bin halt abgehärtet, was das aktive Mitfühlen mit anderen betrifft*, dachte ich. Eine Ex-Freundin musste mir beibringen, dass es selbstverständlich sein sollte, sie in den Arm zu nehmen, wenn sie zu weinen beginnt.

Die Erfahrungen in meiner Kindheit haben etwas in mir getötet, das ich vielleicht nie werde wiederbeleben können: eine Zärtlichkeit, ein grundsätzliches Vertrauen im Umgang mit anderen Menschen. Wenn es mir heute ab und an gelingt, dieses Abgestorbene wiederzubeleben, fühlt es sich zum Teil wie gewollt und nicht gekonnt an. Es sind zaghaft-abgehackte Bewegungen eines Gefühlszombies – eine Art plumper Zärtlichkeit, die noch im Streicheln vor der Berührung zurückschreckt, die sie vollführt.

Selbstbildnis des verlorenen Sohnes

Heute weiß ich, dass das Gemälde, auf das ich so oft gestarrt hatte, von Rembrandt stammt. Sein Titel lautet »Selbstbildnis als der verlorene Sohn im Wirtshaus«. Rembrandt hat es mehrfach überarbeitet und an den Seiten beschnitten. Es war zunächst wohl als typische Wirtshauszene gemalt. Später versuchte Rembrandt dann die Spuren der etwas verfänglichen Szenerie zu verwischen. Eine nackte Flötenspielerin und eine Anschreibetafel, die typisch für gewisse

Etablissements waren, übermalte er – sie lassen sich heute noch mit technischen Methoden unter der obersten Malschicht nachweisen. In der Kunstwissenschaft spricht man bei solchen Umarbeitungen an Kunstwerken von *Pentimenten* (»pentimenti«, Plural von italienisch »pentimento«: Reue). Die Künstlerin oder der Künstler zeigt »Reue« für eine frühere Entscheidung.

In der Kunst heilt die Zeit nicht alle Wunden, sondern lässt sie wieder zum Vorschein kommen. Reue lässt frühere Verfehlungen nicht vergehen, macht sie nicht ungeschehen, verdrängt mehr, als dass sie verantwortet. Verantwortung hingegen zwingt, ohne etwas ungeschehen machen zu können, dazu, mit der Vergangenheit umzugehen. Aber, und das ist die Schwierigkeit, ohne in eine heroische Ersatzerzählung verfehlter Pflichterfüllung zu verfallen. Verantwortung heißt, aus den Fehlern der Vergangenheit nicht nur zu lernen und Besserung zu geloben, sondern tatsächlich etwas aus dem zu machen, was man gemacht hat.

Im Kindergarten zählte ich zu den Stärksten. Wenn einer meiner Freunde Probleme hatte, etwa ein entwendetes Spielzeug oder eine entglittene Meinungsverschiedenheit, kam er zu mir. Meine Versuche, als Streitschlichter aufzutreten, eskalierten nicht selten in handgreifliche Auseinandersetzungen, als deren Hauptverantwortlicher ich dann den Rest des Hofaufenthalts neben der Erzieherin verbringen musste. Wenn die Erzieherinnen dann meinem Vater von meinem Fehlverhalten berichteten, war der Ärger zu Hause vorprogrammiert.

Eindrückliche Erinnerungen an meine Kindheit habe ich viele, Fotografien jedoch keine. Denn mein Vater besitzt bis heute alle meine Zeugnisse und Urkunden, alle Fotos meiner Kindergeburtstage im Wohnzimmer unter dem Lächeln Rembrandts. Die hasenohrenartigen Hutfedern seiner Kopfbedeckung erinnern mich an die Kaninchen meiner Kindheit.

Aufrichtige Zärtlichkeit kannte ich eigentlich nur im Austausch mit den kleinen Fellknäulen, die, seit ich fünf Jahre alt war, in einem kleinen Stall in unserem Innenhof lebten. Sie wurden mir jeweils mehr oder weniger gewaltvoll entrissen. Das erste Kaninchen lag eines Morgens tot im Stall. Ich war gerade erst in die Schule gekommen. Die schwarzen Flecken, die sein schneeweißes Fell zierten, hat-

ten eine unverwechselbare Ähnlichkeit mit den von Tintenklecksen übersäten Händen, mit denen ich es behutsam gestreichelt hatte. Das gefleckte Fell war auch an jenem Morgen noch so weich wie eh und je. Aber der leblose Körper selbst war starr und kalt. Fliegen umkreisten ihn wie winzig kleine Geier. Ich hatte bis dahin noch nie ein größeres totes Tier gesehen, das nicht schon für Ernährungszwecke zubereitet gewesen war. Gemeinsam mit meinem Vater und meiner Schwester, der das Kaninchen wenige Jahre zuvor geschenkt worden war, gingen wir in den Wald. Dort begrub es mein Vater außerhalb unserer Sichtweite.

Das zweite Mal war ich etwa dreizehn Jahre alt. Etwa ein Jahr davor hatte ich von einer Klassenkameradin zwei graue Zwergkaninchen aus einem großen Wurf bekommen, die für einige Zeit mein Ein und Alles waren. Sie wurden in unserer alten Badewanne, die als Regentonnen im Innenhof stand, von irgendjemandem ertränkt. Ich habe sie mit eigenen Händen aus der Wanne gefischt, bevor ich weinend zur Schule lief. Nie zuvor hatte ich einem anderen Lebewesen gegenüber so viel Liebe empfunden, nie zuvor war ich so von der Grausamkeit dieser Welt überwältigt und von Hass erfüllt gewesen wie an diesem Morgen.

Für die dritte Kaninchengeneration fehlte mir dann die aufrichtige Liebe. Sie war im feuchten Grab ihrer Vorgänger versunken. Die Tiere blieben zurück, als mich mein Vater kurz vor meinem Abitur zum ersten Mal rauswarf. Ich sah damals keine Möglichkeit, mich weiter um sie zu kümmern, und hatte sie zuvor bereits vernachlässigt, weil mir Freunde, Schule, Freundin oder Politik wichtiger schienen. Ihr Tod wurde von mir in Auftrag gegeben. Der Schatzmeister und der Stellvertreter meiner neonazistischen Jugendorganisation haben sie *aus dem Weg geräumt*. Sie machten Meldung: angeblich in einen Sack gepackt und vor die Wand geschleudert. Das ließ mich nicht kalt, aber *es war notwendig*, dachte ich. Dabei konnte ich mich freilich nur auf das Wort meiner Kameraden verlassen. Denn als ich die sinnlose und zutiefst zynische Frage stellte, ob es *schnell gegangen* sei, schauten sich beide kurz an, nickten dann in Einigkeit und einer stammelte beklommen ein *Ja*. Bis heute habe ich Alpträume von verwahrlosten Kaninchen, nicht nur ein oder zwei, sondern unzählige, die im Hof in einem kleinen Stall eingepfercht sind.

Die akustische Untermalung aller Albträume meiner frühen Kindheit waren schwere Schritte auf der Treppe. Heute ahne ich, dass es der in meinem Gehörgang vibrierende Pulsschlag meines eigenen Herzens war, der in meinen Träumen zum Vorboden des Grauens wurde. Mir scheint heute klar, vor wessen Schritten auf der Treppe ich mich eigentlich fürchtete. Als ich etwa fünf Jahre alt war, verbanden sich diese angsteinflößenden Schritte mit einer zentralen Monsterfigur aus dem Bestiarium deutscher Märchen: dem *bösen Wolf*. Im Grimmschen Märchen »Rotkäppchen« im Nachthemd der Großmutter als vertraute Familienangehörige getarnt, um auf diese Weise das appetitliche Mädchen in Greifweite zu locken – der Wolf im Schlafpelz. Heute sehe ich darin einen frühkindlichen Verarbeitungsversuch meines Alltags: Jemand ist plötzlich wie ausgetauscht, wird etwas anderes, und dieses andere Etwas nimmt die Rolle einer Person ein, von der man eigentlich Schutz und Zuneigung erwartet; dann attackiert sie plötzlich ohne Vorwarnung.

Die Angst vor dem bösen Wolf ging mit etwa sieben oder acht Jahren in eine Angst vor Werwölfen über. Ein Monster also, dessen Schrecken sich erneut darauf stützt, dass Bekannte, Freunde oder Familienmitglieder sich unerwartet zu rasenden Bestien verwandeln, die kein Flehen erhören und keine Gnade mehr kennen.

Solche Verwandlungsvorstellungen, in denen der Mensch zum bedrohlichen Naturwesen wird – »Werwolf« meinte ursprünglich Mann-Wolf oder Wolfsmensch –, veranschaulichen einen psychologischen Abwehrmechanismus, um Gewalttaten nicht der sie ausübenden Person zuschreiben zu müssen. In den meisten Fällen hängt man emotional an ihr oder ist, wie in meinem Fall, gar von ihr abhängig. Dann findet sich auf die Frage *Warum hat er mir das angetan?* die versöhnliche Verleugnungsfloskel: *Er hat es nicht so gemeint. Etwas hat ihn ergriffen und er konnte nicht anders. Aber er meinte es nur gut mit mir.* Die Suche eines Fehlers auf der falschen Seite – das Problem liegt nie bei der Person, die geschlagen, erniedrigt und gedemütigt wird, sondern bei der, die schlägt, erniedrigt und demütigt.

Das habe ich früher höchstens geahnt, jedoch nie wirklich verstanden. *Es gehören ja immer zwei dazu*, wurde mir früh eingetrichtert. Beide hätten gleichermaßen »Schuld« und trügen Verantwortung für die Eskalation. Die lapidare Aussage löst Handlungszuschreibung

gen in Beliebigkeit auf. Dadurch verwischt die Grenze zwischen Leid-erzeugenden und Leidtragenden.

Beides kann als Legitimationsversuch der Betroffenen verstanden werden, häusliche Gewalt gegen(-über) sich selbst zu rechtfertigen. Und zu oft wird das auch als Ausredeangebot von der ›anderen Seite‹ angenommen. Dann beginnt der Gewalttäter damit, die Last seiner Verwandlung zu beklagen: *Ich hab gar nicht mehr gewusst, was ich getan habe. Ich war nicht mehr Herr über meine Handlungen, meine Sinne, nicht mehr Herr meiner selbst.* Verselbstständigung des Selbst – dieses Ich ist ein anderer. Eine der eindrücklichen Drohungen meines Vaters aus jenem Repertoire war das gezielte *Hör auf damit, sonst vergess' ich mich!*

Die Figur des Werwolfs war auch in der Zeit meiner Radikalisierung von Bedeutung. Das Bestiarium der Nazis hat ihm eine herausragende Rolle zugewiesen: Der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, hatte diesen Namen für die Freischärler-Verbände des Deutschen Volkssturms gewählt. Dieses letzte Aufgebot war angeblich absolut furchtlos, historisch betrachtet aber vor allem fruchtlos. Dennoch ranken sich heute um die »Werwolf«-Einheiten bei Neonazis unzählige Mythen. Es ist eine Legende, dass es nach der Kapitulation 1945 noch einen nationalsozialistischen Untergrund einiger Unverbesserlicher gegeben habe, die tagsüber beim Wiederaufbau halfen und sich nachts in die Büsche schlugen, um mit Gewehr und Panzerfaust bewaffnet das vor seiner Zeit dahingeschiedene »Tausendjährige Reich« am Leben zu erhalten. Ein propagandistischer Mythos, der zahllose Lieder, Bücher, Musikgruppen und sogar die rechtsterroristische Gruppe »Werwolf« hervorbrachte.

Werwolf werden, meine Ideen, meine Rasse bis aufs Blut verteidigen, auch das hat meine Verwandlung angetrieben. Dafür muss man hart werden und diszipliniert sein. In einem Moment freundlich und zuvorkommend und im nächsten ein eiskalter Killer. Es dauerte noch einige Jahre, aber als *ich eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand ich mich in meinem Bett zu einem ungeheuren Ungetüm verwandelt.* Ich war ein Nazi geworden, mit einem Körperpanzer, der mich emotional und kognitiv gegen alles Feindliche und Fremde in der Welt abschirmen sollte. Und für eine ganze Weile tat er das auch besser, als mir heute lieb ist ...